

beziehungsweise

APRIL 2021

INFORMATIONSDIENST DES ÖSTERREICHISCHEN INSTITUTS FÜR FAMILIENFORSCHUNG WWW.OIF.AC.AT

INHALT

- | | |
|--|--|
| <p>1 STUDIE Elternbildung im Zeitalter von Internet und Google
Digitalisierung als Entwicklungschance</p> | <p>6 STUDIE „Fluch und Segen zugleich“
Unterstützung der Großeltern aus Sicht der Eltern</p> |
| <p>5 SERIE EinBlick in die Forschung
Was passiert direkt nach einem Interview?</p> | <p>8 SERVICE termin: Familienforschung beim Soziologiekongress 2021
publikation: Familie ohne romantische Liebe?
tipp: Soziale Sicherheit in Europa</p> |

STUDIE

Elternbildung im Zeitalter von Internet und Google

Digitalisierung als Entwicklungschance

VON SABINE BUCHEBNER-FERSTL UND RUDOLF KARL SCHIPFER

Immer mehr Menschen nutzen mobile Endgeräte wie Smartphones und Notebooks um sich zu informieren oder um zu kommunizieren. Die damit verbundene webbasierte Digitalisierung der Gesellschaft eröffnet große Potenziale. Mit einem Mausklick ist es möglich, Tipps zu Erziehungsproblemen zu erhalten oder die eigenen Ansichten mit anderen Eltern in Online-Foren abzugleichen. Digitale Medien und das Internet beeinflussen dadurch unser Verständnis und den Zugang zur Kindererziehung und Elternschaft. Den Chancen, Risiken aber auch Grenzen, die sich durch die Digitalisierung für die Elternbildung ergeben, widmete sich eine Studie des Österreichischen Instituts für Familienforschung an der Universität Wien (ÖIF) (Bucheбner-Ferstl u. a. 2020).

Internet als Informationsquelle für Eltern

Für Eltern ist das Internet die zentrale Informationsquelle bei Erziehungs- und Entwicklungsfragen. Bei einer Erhebung gab 2015 eine klare Mehrheit der befragten Eltern an, dass sie das Internet nutzt, wenn sie Informationen zu Familien- und Erziehungsfragen

benötigt. Dabei erweist sich das Alter als deutlicher Einflussfaktor, denn umso jünger die Eltern, umso internetaffiner sind sie (Neumann und Smolka 2016: 33, 39). Ein Faktum ist dabei die überwältigende Fülle an Informationen, die das Internet bietet und die Eltern überfordern und verunsichern kann.

In erster Linie sind digitale Medien und das Internet im Bereich der informellen Elternbildung von Relevanz. Informations- und Serviceseiten für Eltern mit unterschiedlichsten Schwerpunkten, Elternblogs, Elternforen oder beispielsweise elternbezogene Videobeiträge auf YouTube bieten Eltern nahezu unerschöpfliche Möglichkeiten, sich zu informieren oder auszutauschen. Die Anbieter/innen verfolgen damit unterschiedlichste Intentionen wie beispielsweise Wissensvermittlung, Selbstdarstellung, kommerzielle Zwecke, Serviceleistungen, Teilen von Erfahrungen oder auch bloße Unterhaltung.

Für die formelle Elternbildung bringt die Digitalisierung Chancen, aber verbunden mit zahlreichen Herausforderungen. Digitale Medien bieten



Bucheбner-Ferstl, Sabine; Geserick, Christine; Kaendl, Markus (2020): Elternbildung im digitalen Zeitalter. Chancen – Risiken – Grenzen. Wien: Österreichisches Institut für Familienforschung (ÖIF Forschungsbericht 34).

erweiterte Möglichkeiten, Eltern im Rahmen der Elternbildung zu erreichen, sei es durch die Verbreitung von Informationen über Veranstaltungen oder durch inhaltliche Angebote zu Themen aller Art. Ein breites Spektrum von Kommunikationswegen und -kanälen steht zur Verfügung, wie beispielsweise moderierte Elternforen, Apps, Live-Chats und Webinare. Dennoch hat auch die Informationsvermittlung im Rahmen der „klassischen“ Elternbriefe ihren fixen Platz, denn digitale Elternbildungsformate wie zum Beispiel Online-Seminare werden noch nicht im erhofften Ausmaß in Anspruch genommen.

Die Digitalisierung erleichtert für potenziell schwer erreichbare Zielgruppen den Zugang zur Elternbildung. Während Personen mit geringer Schulbildung mit klassischen Elternbildungsangeboten schwer angesprochen werden können, wird das Internet von Eltern aller Bildungsschichten in vergleichsweise ähnlichem Ausmaß zur Informationsgewinnung genutzt. Der niederschwellige Zugang birgt allerdings auch Gefahren, denn die Fülle der im Netz verfügbaren Informationen erfordert eine gewisse Kompetenz, um seriöse und unseriöse Information zu unterscheiden. Gerade im Bereich der Erziehung werden fragwürdige Konzepte transportiert, die Eltern eventuell in einem problematischen Erziehungsverhalten bestärken.

Die "Google-isierung" der Gesellschaft

Die „Google-isierung“ der Informationssuche macht auch vor Elternthemen nicht halt. Auf die Frage bei einer Untersuchung, „In welchen Medien suchen Sie, wenn Sie spezielle Informationen zu Familien- und Erziehungsfragen benötigen?“, entschieden sich 2015 drei Viertel der beteiligten Eltern für das Internet: 47 % gaben an, „auf jeden Fall“ das Internet zu befragen, weitere 28 % wählten die Antwort „eher ja“. Ratgeber in Buchform wollten nur mehr 26 % „auf jeden Fall“ nutzen und 30 % meinten „eher ja“ (Neumann und Smolka 2016: 33). Deutlich ist der Einfluss des Alters, denn Mütter und Väter zwischen 20 und 29 Jahren gaben zu 70 % an, bei Erziehungsfragen „auf jeden Fall“ das Internet nutzen zu wollen, während dies nur für 45 % der 40- bis 49-jährigen Eltern zutrifft (ebd.: 39). Zentrales Motiv ist die permanente Verfügbarkeit des Internets und seine Informationsvielfalt, denn nur wenige Augenblicke liegen zwischen der Frage und dem Suchergebnis. Auch die Möglichkeit des Austauschs mit anderen Eltern durch Foren, Social Networks und Co wird geschätzt; die Suche nach Gleichgesinnten oder Personen mit gleichen Bedürfnissen verläuft im Netz unkompliziert und rasch.

Digitale Medien und Formate sind längst auch in der institutionellen Elternbildung selbstverständlich. So verfügen nahezu alle von der öffentlichen Hand geförderten Einrichtungen über eine Homepage. Zusätzlich kommen oftmals Expert/innen mit Fachbeiträgen oder im Rahmen von Chats zu Wort oder es werden Videos, Linklisten und Buchtipps zur Verfügung gestellt. Zudem werden Facebook, Twitter oder Instagram genützt oder regelmäßige Newsletter versendet. Elternbildungsanbieter/innen haben damit eine Fülle an digitalen Informationsangeboten etabliert.

ÖIF-Studie zu digitaler Elternbildung

Vor diesem Hintergrund führte das ÖIF 2019 eine Studie zur „Elternbildung im digitalen Zeitalter“ durch und lotete Chancen, Risiken aber auch Grenzen der Digitalisierung in diesem Bereich aus. Ob durch digitale Elternbildungsangebote mehr Eltern erreicht werden können, war ebenso Thema wie die Bedeutung digitaler Formate. Auch die Frage nach der Zukunft der Elternbildung wurde gestellt. Den Schwerpunkt der Studie bildete eine Onlineerhebung unter 370 Eltern mit Kindern bis 18 Jahren im Haushalt, die durch eine Befragung von Expert/innen aus den Bereichen Elternbildung und digitale Medien und eine Literaturanalyse ergänzt wurde.

Die internetbasierte Informationssuche durch „Googeln“, die Selbstdarstellung in sozialen Medien und die Nutzung von Messengerdiensten wie WhatsApp ist in nahezu allen Bevölkerungsschichten angekommen. Dies lässt vermuten, dass digitale Bildungsangebote Eltern trotz unterschiedlichster Kompetenzen und Bedürfnisse erreichen. Generell sind digitale Lernformate in der Erwachsenen- und Elternbildung mit der Hoffnung verbunden, dass damit Personen angesprochen werden können, die an Präsenzveranstaltungen nicht oder kaum teilnehmen.

Zur Studie

Die ÖIF-Studie „Elternbildung im digitalen Zeitalter. Chancen – Risiken – Grenzen“ sollte Antworten auf vier Fragen geben:

- Können durch digitale Elternbildungsangebote mehr Eltern erreicht werden?
- Sind digitale Formate *das* Zukunftsmodell in der Elternbildung?
- Was bedeutet die Tatsache, dass immer mehr Menschen zur Informationsgewinnung Suchmaschinen nutzen, für die Elternbildung?
- Wie sieht die Zukunft der Elternbildung aus?

Schwerpunkt der Studie war eine Online-Umfrage bei Eltern mit 0- bis 18-jährigen Kindern im Haushalt. Die Erhebung fand im Herbst 2019 statt. Insgesamt beteiligten sich 370 Eltern (345 Mütter und 25 Väter).

Vier Expert/innen mit Bezug zu Eltern-/Erwachsenenbildung oder zu digitalen Medien lieferten Hintergrundinformationen und vervollständigten das Bild, welches sich aus der Elternbefragung und einer Literaturrecherche ergab.

Erreichen digitale Formate neue Zielgruppen?

Die Hoffnung, schwer erreichbare Eltern mit digitalen Angeboten für Elternbildung zu gewinnen, hat sich nicht bestätigt. Die ÖIF-Studie zeigt einen Zusammenhang zwischen der Nutzung digitaler Bildungsangebote und der Schulbildung (Bucheberner-Ferstl u. a. 2020: 30). Akademiker/innen weisen mehr Erfahrung mit digitalen Lernmethoden auf und verfügen über eine höhere Medienkompetenz, sowohl technisch als auch inhaltlich. Eltern mit höherer formaler Bildung beziehungsweise höherer digitaler Affinität, welche sich in grundlegenden Fertigkeiten und Erfahrungen mit digitalen Lernmethoden sowie im digitalen Aktivitätsgrad manifestiert, verwenden gezieltere Suchstrategien und weisen auch eine größere Offenheit gegenüber digitalen Bildungsangeboten auf. Für die bildungsgewohnte Kernzielgruppe der Elternbildung hat sich das Möglichkeitsspektrum durch die Etablierung digitaler Lernangebote erweitert.

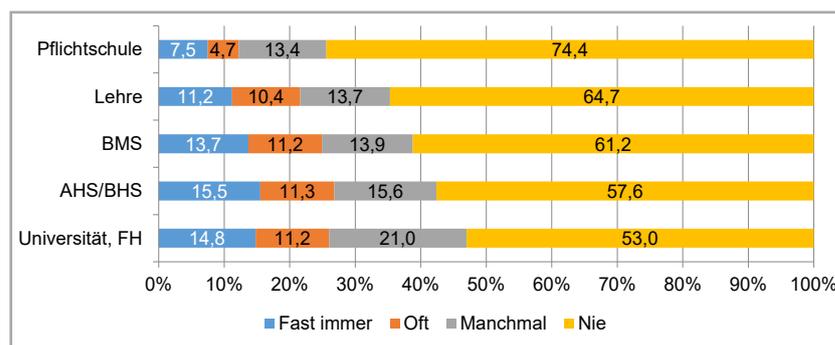
Personen mit niedrigerer Bildung oder geringer digitaler Affinität bevorzugen stärker Präsenzformate und legen mehr Wert auf fixe Termine und Örtlichkeiten. Bei digitalen Formaten wie Webinaren oder 3D-Räumen, aber auch beim Aufzeichnen oder Streamen von Veranstaltungen erweisen sie sich als skeptischer und zeigen eine geringere Teilnahmebereitschaft. Dieser Zusammenhang zwischen der Nutzung digitaler Lehrmittel und dem Bildungsgrad zeigt sich nicht nur bei den Eltern in der ÖIF-Studie, sondern generell bei Erwachsenen in Österreich (siehe Abb. 1).

Digitale Formate statt klassischer Elternbildung?

Das zentrale digitale Format in der Elternbildung ist das Webinar. Was die Interaktions- und Kontaktmöglichkeiten zwischen Teilnehmer/innen eines Webinars betrifft, bietet die Online-Interaktion Vorteile im Vergleich zu Präsenzveranstaltungen, denn die interaktive Kommunikation durch Chats, Votings und so weiter, kann zeitgleich auf mehreren Ebenen laufen. Bei sehr persönlichen Frage- und Problemstellungen könnten digitale Formate Präsenzveranstaltungen sogar überlegen sein. Die Möglichkeit, ein Webinar ohne Preisgabe der Identität zu besuchen, erleichtert jenen Eltern die Teilnahme, die sich scheuen, persönliche Themen vor anderen Menschen auszubreiten.

Die Bedeutung der Anonymität wird durch die ÖIF-Studie belegt: 70 % der Eltern gaben an, dass sie die Möglichkeit schätzen, im Internet anonym (Eltern-) Themen diskutieren zu können (vgl. Abb. 2). 40 % der Befragten, die an einem Webinar teilgenommen hatten, haben dies nicht mit ihrem realen Namen getan,

Abbildung 1: Nutzung digitaler Lernmittel nach Bildungsabschluss 2016/17

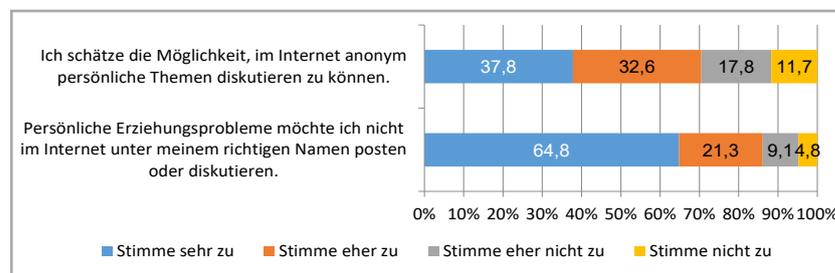


Quelle: Statistik Austria (2018): Erwachsenenbildung, S. 88; eigene Darstellung ÖIF

Abkürzungen: BMS – Berufsbildende mittlere Schule; AHS/BHS – Allgemeinbildende/Berufsbildende höhere Schule; FH – Fachhochschule

und nur etwa 10 % hatten die Kamera aktiviert. Auf Vertraulichkeit und Anonymität müssen digitale Elternbildungsformate besonderes Augenmerk legen, speziell, wenn diese aufgezeichnet werden. Ein Viertel der Eltern gab an, die Teilnahme an einer Veranstaltung, die aufgezeichnet oder im Live-Stream übertragen würde, sei ihnen unangenehm. Hier waren wiederum Bildung und digitale Affinität ausschlaggebend für den Grad der Offenheit: Personen ohne Matura und solche mit geringer digitaler Kompetenz, Aktivität oder Lernerfahrung erwiesen sich als deutlich zurückhaltender (Bucheberner-Ferstl u. a. 2020: 71–72).

Abbildung 2: Anonymität im Internet bei Erziehungsfragen



Quelle: Bucheberner-Ferstl, Geserick und Kaindl 2020, Online-Erhebung; n = 370

Vieles spricht dafür, dass digital gestaltete Elternbildungsveranstaltungen wie Webinare auch in Zukunft „offline“ stattfindende Seminare und Vorträge nicht ablösen werden. Digitale Formate haben bisher in sehr geringem Ausmaß Einzug in die Elternbildung gehalten und der Zuspruch zu Präsenzveranstaltungen ist ungebrochen. So ziehen viele Befragte das Angebot von zeitlich und örtlich fixen Veranstaltungen vor, während weniger als 30 % sich explizit für flexible Angebote aussprechen. Dazu kommt, dass bestimmte Angebote wie Eltern-Kind-Gruppen in digitalisierter Form kaum vorstellbar sind und digitale Varianten den Zielen dieser Veranstaltung, nämlich der Interaktion zwischen Elternteilen und Kindern, zuwiderlaufen würden. Digitale Angebote können hier bestenfalls Ergänzung, aber nie Ersatz sein.

Suchmaschinen als Konkurrenz für Elternbildung?

Internetrecherchen, verbunden mit Suchalgorithmen und werbebasierter Ergebnisreihung, bergen die Gefahr, dass Eltern nicht mehr finden, was sie suchen, sondern was die Suchmaschine als relevant erachtet. Dazu kommt die Rund-um-die-Uhr-Verfügbarkeit des World Wide Webs. Besuchen Eltern deshalb Elternbildungsveranstaltungen nicht mehr, weil sie ohnehin alles, was sie wissen möchten, im Internet finden?

Ergebnisse der ÖIF-Elternbefragung deuten darauf hin, dass für gut erreichbare und bildungsinteressierte Eltern klassische Präsenzformate durch das vielfältige digitale Angebot an Bedeutung verloren haben. Festzumachen ist dies an der Aussage „Ich informiere mich lieber anders über Elternbildung“, welche vor allem von Eltern mit höherer Bildung und mit hoher digitaler Kompetenz als Begründung für die Nicht-Nutzung von Präsenzveranstaltungen gewählt wurde (Bucheбner-Ferstl u. a. 2020: 103f.). Gerade Webinare könnten aber hier eine vermittelnde Funktion erfüllen und eben diesen Eltern eine neue Plattform im Rahmen der Elternbildung bieten.

Eine weitere Befürchtung im Zusammenhang mit der „Google-isierung“ ist, dass die analoge Kommunikation mit anderen Menschen – das Gespräch mit dem Partner/der Partnerin, anderen Eltern und Bekannten – an Bedeutung verliert, da man sich von der „allwissenden Instanz“ Internet einen höheren Informationsgewinn erhofft. Nach den Ergebnissen der ÖIF-Studie könnte sich diese Annahme aber als unzutreffend erweisen. Die Auswertungen von Elternreaktionen in fiktiven, schwierigen Erziehungssituationen ergeben keinen Hinweis darauf, dass Google das persönliche Gespräch im sozialen Umfeld ablöst (Bucheбner-Ferstl u. a. 2020: 74 ff.).

Quo vadis, Elternbildung?

Digitale Medien aus der Elternbildung verbannen oder die Elternbildung in den virtuellen Raum verlagern? Nach den Ergebnissen der ÖIF-Studie wird die Zukunft eine Verknüpfung von analogen und digitalen Elternbildungsmöglichkeiten bringen, die über eine „friedliche Koexistenz“ hinausgeht. Die digitale Welt bietet jedenfalls Mittel und Wege, um Eltern vermehrt, differenziert und bedürfnisgerecht anzusprechen, denn eine zentrale Rolle spielen digitale Medien beim Marketing und der Bewerbung von Angeboten. In der digital geprägten Welt gilt der Grundsatz: Wer im Netz nicht präsent ist, existiert in der öffentlichen Wahrnehmung nicht. Die eigene Homepage für Elternbildungsträger, im Internet abrufbare Veranstaltungsangebote und

digitale Newsletter für interessierte Eltern sind daher Selbstverständlichkeiten.

Als ein Zugangs- und Entwicklungshemmnis im Bereich der digitalen Möglichkeiten hat sich in der ÖIF-Studie das „Sichtbarsein“ erwiesen. Bei den Elternbildner/innen, also jenen Personen, die digitale Formate umsetzen könnten, ist hier eine gewisse Zurückhaltung auszumachen. Dass in Zeiten der Selbstdarstellung in sozialen Medien Zurückhaltung bei Sichtbarsein und Kamerapräsenz so verbreitet ist, ist Anlass zur Verwunderung, lässt aber vermuten, dass die nachkommende Elterngeneration einen völlig anderen Zugang mitbringen wird.

Ein nicht zu vernachlässigender Faktor ist der Umstand, dass Innovationen immer Zeit brauchen um sich zu etablieren. Ein gewisses Unbehagen gegenüber ungewohnten und neuen Situationen stellt eine natürliche menschliche Reaktion dar, und dass sich Hemmschwellen reduzieren, wenn Innovationen mehr und mehr Einzug in den Alltag der Menschen halten, ist eine Tatsache. Gerade im digitalen Bereich zeigen die Erfahrungen der letzten zwei Jahrzehnte, wie rasch vormals utopisch anmutende Möglichkeiten zu Selbstverständlichkeiten werden. Bestes Beispiel ist die Verwendung von Internetsuchmaschinen. Während im Jahr 2002 noch 44 % der Eltern angaben, das Internet in Erziehungsfragen zu Rate ziehen zu wollen, waren es 2015 bereits 75 %. Der Anteil der Eltern, die das Internet in diesem Zusammenhang überhaupt nicht nutzt, sank im selben Zeitraum von 45 % auf 14 % (Neumann und Smolka 2016: 38).

Um Entwicklungen im 21. Jahrhundert nicht zu verschlafen und vielleicht gar im Zuge des digitalen Fortschritts den Zugang zu bestimmten Elterngruppen sogar zu verlieren, wird es für die Elternbildung erforderlich sein, diesen Veränderungen mit einer gewissen Offenheit zu begegnen. Eine Elternbildnerin meinte:

„Und da wäre für mich der Wunsch einfach, diese Offenheit zu haben. Für mich ist dieses nicht bloß Denken an den Rand der Möglichkeiten, sondern darüber hinaus. [...] Und ich glaube, vieles ist schon entstanden aus einem Gedanken, der zuerst unmöglich erschien.“ (Bucheбner-Ferstl u. a. 2020: 108) ■

Kontakt

sabine.bucheбner-ferstl@oif.ac.at

Literatur

Bucheбner-Ferstl, Sabine; Geserick, Christine; Kaindl, Markus (2020): Elternbildung im digitalen Zeitalter. Chancen – Risiken – Grenzen. Wien: Österreichisches Institut für Familienforschung (ÖIF Forschungsbericht 34). DOI: 10.25365/phaidra.227
Neumann, Regina; Smolka, Adelheid (2016): Familienbildung aus der Sicht bayerischer Mütter und Väter. Ergebnisse der dritten ifb-Elternbefragung zur Familienbildung. Bamberg: Staatsinstitut für Familienforschung an der Universität Bamberg (ifb).

Zur Autorin/Zum Autor

Dr. Sabine Bucheбner-Ferstl ist Psychologin und wissenschaftliche Mitarbeiterin am Österreichischen Institut für Familienforschung an der Universität Wien mit den Schwerpunkten Erziehung und Elternbildung sowie Schule und Bildung.

Mag. Rudolf Karl Schipfer ist Ethnologe, Chefredakteur des „beziehungsweise“ und wissenschaftlicher Mitarbeiter am Österreichischen Institut für Familienforschung an der Universität Wien mit den Schwerpunkten Familie im historischen Kontext sowie familien- und jugendrelevante Kennzahlen.

Was passiert direkt nach einem Interview?

Zur Verarbeitung verbaler qualitativer Daten

VON CHRISTINE GESERICK

Die letzte Frage in einem qualitativen Interview lautet bei mir immer gleich: „Könnten Sie sich noch ein Pseudonym für sich überlegen, unter dem wir Sie dann zitieren dürfen?“ Es folgt meist Schweigen auf der anderen Seite. „Einfach einen Vornamen, der Ihnen gefällt“. Für manche scheint das die schwierigste Frage im gesamten Gespräch zu sein. Doch die Anonymisierung der Daten ist wichtig, auch wenn immer wieder der Satz fällt: „Ach, nennen Sie mich ruhig beim richtigen Namen, ich hab' ja nichts zu verbergen“. Nicht nur der Datenschutz erfordert die Anonymisierung, auch für die nachfolgende Auswertung von Interviewdaten ist das selbst gewählte Pseudonym ein erster Zugang zur Interpretation. Ich erinnere mich an eine Studie, bei der meine Gesprächspartnerin ihre Namenswahl kommentierte: „Sie wundern sich vielleicht, dass ich diesen altmodischen Namen Elfriede gewählt habe. Aber das war eine sehr starke Frau in meinem Leben“ – und dann begann sie noch einmal zu erzählen. Meist zahlt es sich also aus, die Denkpause bei der Pseudonym-suche auszuhalten, bis sich doch noch eines findet.

Doch was passiert eigentlich, wenn das Interview vorbei ist? Unmittelbar nach dem Gespräch nimmt man sich Zeit, um erste Eindrücke zu notieren: Was bleibt an Atmosphärischem, an Formulierungen, an dominanten oder überraschenden Themen in Erinnerung? Diese Gesprächsprotokolle sind nicht nur thematisch wichtige Gedankenstützen, sondern sie konservieren auch die Gefühlswelt der Interviewerin („seine ausländische Aussagen waren schwer zu ertragen“) und können später in die Gesprächsanalyse einbezogen werden, etwa um zu reflektieren, inwieweit die Haltung der Interviewerin die Erzählungen und Wortwahl des Gegenübers beeinflusst haben könnte. Vielleicht hat sie das Gespräch bewusst in diese Richtung gelenkt? Vielleicht hat sich das Gegenüber provoziert gefühlt?

Danach folgt ein Schritt, der viel Zeit braucht und oft als mühsam erlebt wird: die wortwörtliche Transkription des Gesprächs. Wenn man (sehr) schnell tippt, dauert eine Transkription viermal so lange wie das Gespräch. So kommen bei einer Studie mit 15 Teilnehmenden und einer Interviewdauer von 1,5 Stunden leicht 90 Stunden zusammen. Studierende (oder Auftraggeber) fragen oft, ob das nicht schneller (und kostensparender) gehen könnte? Auf der technischen Seite kaum.

Auch die neuesten Worterkennungsprogramme sind wenig zuverlässig und erfordern eine Überarbeitung, die in Summe noch mehr Zeit kostet. Auch sind die Programme nicht in der Lage paraverbale Äußerungen wie Lachen oder Sprechpausen zu notieren, die doch für die qualitative Forschung besonders aufschlussreiche Stellen markieren (Deppermann 2008: 119ff.). Eine Möglichkeit, bei der Verschriftlichung dennoch Zeit zu sparen, ist die so genannte datennahe Transkription (Geserick 2013: 67ff.). Die Idee ist, sie bereits als ersten Schritt der Dateninterpretation durchzuführen, indem während des Transkribierens Memos erstellt und erste Codierungen vorgenommen werden. Auch können paraverbale Merkmale mit zusätzlichen drehbuchähnlichen Notationen versehen werden (z. B. „lacht bitter“, „lacht ironisch“, „lacht herzlich“), so dass das Transkript bereits erste Interpretationen enthält, die für die Hauptanalyse verwendet werden können.

So wird hier erkennbar, was für alle Arbeitsschritte der qualitativen Forschung gilt: Technische Hilfsmittel nehmen kaum Arbeit ab. Bereits die Erhebung und Verarbeitung qualitativer Daten erfordert Einsatz und Zeit – und: Weil sie nicht standardisiert ablaufen, tragen sie jeweils die Handschrift der Forschenden; ein Fakt, der im Sinne der Selbstreflexion immer berücksichtigt werden muss. ■

Kontakt

christine.geserick@oif.ac.at

Literatur

Deppermann, Arnulf (2008): Gespräche analysieren. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
Geserick, Christine (2013): Welcome to our Family. Eine qualitative Studie zur Erlebniswelt deutschsprachiger Au-pairs in den USA. Opladen: Budrich Unipress (ÖIF Schriftenreihe 25).

Zur Autorin

Dr. Christine Geserick ist Familiensoziologin, Mitarbeiterin am Österreichischen Institut für Familienforschung an der Universität Wien und lehrt qualitative Forschungsmethoden an der FH Campus Wien.

„Fluch und Segen zugleich“

Unterstützung durch Großeltern aus Sicht der Eltern

VON EVA-MARIA SCHMIDT UND ULRIKE ZARTLER

Die Geburt eines Kindes verändert nicht nur die Beziehung zwischen zwei Partnern, sondern auch die Beziehungen zu deren Eltern, also den (werdenden) Großeltern. In Österreich sind Großeltern vergleichsweise stark in die Betreuung involviert: Eltern mit einem jüngsten Kind unter sechs Jahren lassen dieses zu 40 % regelmäßig von Großeltern betreuen (Binder-Hammer und Buber-Ennsner, im Erscheinen; Jappens und van Bavel 2012). Gut ein Drittel aller Großeltern betreut zumindest ein Enkelkind wöchentlich (Dykstra u. a. 2016). Dieses Engagement kann von den Eltern einerseits als willkommene Unterstützung angesehen werden, andererseits aber auch zu negativen Gefühlen von Abhängigkeit oder Belastung führen. Für die Analyse derartiger Spannungen zwischen gleichzeitig auftretenden negativen und positiven Gefühlen in innerfamiliären und intergenerationalen Beziehungen hat sich das Konzept der Ambivalenz als gewinnbringend erwiesen.

Eine qualitative Teilstudie im Rahmen des von der EU geförderten Projekts „Gendered transition to parenthood“ analysierte die Perspektive der (werdenden) Eltern auf die großelterliche Einbindung in Familienleben und Kinderbetreuung sowie den Umgang der Eltern mit den Großeltern und mit den damit zusammenhängenden Gefühlen von Ambivalenz. Dies konnte aufgrund des Studiendesigns auch über den Zeitverlauf untersucht werden. Elf Paare wurden in Österreich während ihres Übergangs zur Elternschaft mittels qualitativer Interviews befragt, und zwar getrennt voneinander und zu drei unterschiedlichen Zeitpunkten: während der Schwangerschaft, etwa sechs sowie etwa 24 Monate nach der Geburt. Insgesamt wurden 66 Interviews geführt.

Unterstützung verursacht ambivalente Gefühle

Eltern-Werden ist ein sehr komplexer Prozess (Schadler 2013). Die detaillierte rekonstruktive Analyse der Interviews zeigte, wie sich diese Komplexität des Übergangs zur Elternschaft auch in der Beziehung mit und den Gefühlen den Großeltern gegenüber widerspiegelt. Bei allen Elternpaaren waren diese in allen Phasen des Übergangs von Ambivalenz gekennzeichnet und wurden von den Eltern als herausfordernd erlebt.

Besonders intensiv wurde die Ambivalenz in Zusammenhang mit den ersten großelterlichen Besuchen

unmittelbar nach der Geburt erlebt. Zum Beispiel erzählt Tina ein halbes Jahr nach der Geburt ihres ersten Kindes:

„Am Nachmittag [nach der Geburt] kam dann gleich meine Mutter, wie dann die Besuchszeiten waren, und ich glaub am selben Tag kamen dann auch noch die Eltern von meinem Partner und [...] mir war's eigentlich zu viel, aber gleichzeitig hab ich's auch verstanden natürlich, und hab mich auch gefreut über das Interesse.“

Zumeist standen diese ambivalenten Gefühle seitens der Eltern in Verbindung mit unerfüllten Erwartungen hinsichtlich der großelterlichen Präsenz oder deren Engagements im Familien- und Betreuungsalltag. Auch die Problematik, dass sich Großeltern nicht immer an Vereinbarungen in Bezug auf deren Rolle in der neuen Familie hielten, verursachte ambivalente Gefühle. Allerdings entwickelten die Eltern sehr unterschiedliche Strategien des Umgangs mit diesen mehrdeutigen Gefühlen.

Strategien im Umgang mit Großeltern

Die Strategie der *Inklusion* zeigte sich vor allem dann, wenn Eltern aktiv anstrebten, die Großeltern in ihr Familienleben einzubinden und deren Unterstützungsangebote anzunehmen. So wurden Großeltern beispielsweise zum ersten Ultraschall-Termin eingeladen, wurden um deren Meinung in Bezug auf Schwangerschaftsthemen gebeten oder häufig als Betreuer/innen des Babys eingesetzt. Dennoch erzählten Eltern bei der Absicht, Großeltern aktiv einzubinden, neben positiven auch von negativen Gefühlen, vor allem, wenn sie auf die Großeltern angewiesen waren. Anna erzählt beispielsweise:

„[Mein Wiedereinstieg war] extremst schwierig. [...] Vor allem, weil wir kurz zuvor so ein negatives Erlebnis gehabt haben mit der Kita. Und da waren wir dann wirklich verzweifelt. Und ich hab dann gesagt, na gut, wir probieren's mit der Familie. Und hab dann sozusagen Kriegsrat gehalten. [...] Und ich hab dann gesagt, also entweder wir schaffen's und wir probieren's, dass wir da an einem Strang ziehen und jeder mithilft. Oder ich kann nicht zum Arbeiten anfangen. Also für mich hat's Entweder-oder geben. [...] Also es war schon Neuland für alle und mit ziemlich Bauchweh für alle verbunden. [...] Ich hab mich dann versteckt, und hab dann



Bild: M. Hassan auf pixabay

einfach mal so gehört, wie geht's ihnen da so, und wie ich gemerkt hab, das haut gut hin, dann hab ich ein besseres Gefühl gehabt."

Die Strategie der *Delimitation* (*Abgrenzung*) spiegelte sich in Bestrebungen der Eltern wider, aktiv Grenzen zwischen dem eigenen Familienalltag und dem Alltag der Großeltern zu ziehen, um die gemischten Gefühle zu mildern – und damit eine durchaus beabsichtigte Distanz im Verhältnis zu den Großeltern zu schaffen. Ihnen wurde explizit der Wunsch vermittelt, sich nicht einzumischen, und nur ausgewählte Informationen wurden an sie weitergegeben – auch wenn Eltern gleichzeitig durchaus positiv über die Beziehung zu ihren eigenen Eltern berichteten, wie Tom zum Beispiel:

„Das war irgendwie Fluch und Segen zugleich. Was ein bissl lästig ist, ist sozusagen der Überenthusiasmus, der dann manchmal ausbricht, aber mit dem man sich irgendwie arrangieren muss, und zugleich muss man noch schauen, dass man halt das Baby auch irgendwie Oma-gerecht herzeigt. Da muss man dann auch erst nach und nach die Balance finden. Hat sich dann auch ganz gut eingespielt.“

Die Strategie der *Exklusion* war gekennzeichnet durch den Ausschluss der Großeltern vom Familienleben. Wenngleich diese Eltern Großeltern im Allgemeinen als wichtigen Teil von Familien anerkannten, so wurde den eigenen Eltern keine wichtige Rolle als Großeltern zugebilligt. Der Kontakt war nur sporadisch, und den Aktivitäten oder Fähigkeiten der Großeltern wurde mit Skepsis begegnet. Diese Strategie verweist auf die zentrale Rolle junger Eltern als Gatekeeper in den Kontakten zwischen Großeltern und Enkelkindern. Zwei Jahre nach der Geburt erklärte Rita zum Beispiel:

„Meine Mama war auch sehr häufig da. Als [das Baby] klein war, hat sie einerseits geholfen, andererseits hat sie das so gemacht, wie sie das für richtig erachtet hat. Das hat mich auch geärgert. Deswegen ist es besser, dass meine Mama nicht mehr da ist, weil niemand mag, wenn man sich so einmischt. Normalerweise sollte die Hilfe anders laufen, aber es ist jetzt okay so.“

Rollenveränderungen im Zeitverlauf

Die Analyse der Interviews zeigt auch, dass sich die Rolle der Großeltern und die Haltung und Strategien der Eltern diesen gegenüber im Zeitverlauf deutlich verändern und damit die Komplexität des Beziehungsgefüges erhöhen. So können sich nicht nur innerhalb eines Elternpaares die Strategien beider Partner voneinander unterscheiden, sondern sich auch im Zeitverlauf ändern und in unterschiedliche Richtungen entwickeln. Drei Muster wurden hier ersichtlich: In manchen Fällen *divergierten* die Strategien der beiden Partner zunehmend, andere Paare wiederum fanden

erst im Zeitverlauf zu einer gemeinsamen, *konvergenten* Strategie in Bezug auf die Haltung den Großeltern gegenüber und ihrem Engagement im Familienalltag. Manche Paare etablierten auch von Beginn an eine *parallele* Strategie, in der sie sich auch über den Zeitverlauf hinweg einig waren. Dennoch zeigte sich auch in diesen Fällen, wie variabel und ambivalent die Gefühle der befragten Eltern gegenüber der Involviertheit der Großeltern sind. Der Umgang der Eltern mit ihren ambivalenten Gefühlen ist dementsprechend sehr veränderlich. Das Ringen um eine gemeinsame Haltung und eine für alle Beteiligten akzeptable Routine bei der Einbindung der Großeltern zeigte sich sehr detailreich in den Erzählungen und Beschreibungen der befragten Eltern.

Abschließend kann festgehalten werden, dass vor allem eine intensive Einbindung der Großeltern in den Familienalltag auch die Ambivalenz in den Gefühlen der Eltern erhöht. Vor allem, wenn Eltern auf die Unterstützung der Großeltern angewiesen sind, können verstärkt widersprüchliche Gefühle beobachtet werden. Eltern sind dann sehr gefordert, gemeinsam eine Balance zwischen Autonomie und Abhängigkeit zu finden. Sie spielen eine zentrale Rolle in der Organisation und Ausgestaltung der intergenerationalen Beziehungen innerhalb einer Familie. Je divergenter die Strategien der Eltern im Umgang mit dem großelterlichen Engagement sind, desto ausgeprägter ist die Ambivalenz innerhalb des Beziehungsgefüges und der Gefühlslandschaft der erweiterten Familien. ■

Kontakt

eva-maria.schmidt@oif.ac.at

Dieser Beitrag basiert auf dem Artikel: Zartler, Ulrike; Schmidt, Eva-Maria; Schadler, Cornelia; Rieder, Irene; Richter, Rudolf (2021): "A blessing and a curse": Couples dealing with ambivalence concerning grandparental involvement during the transition to Parenthood – A longitudinal study. In: Journal of Family Issues 42 (5), S. 958–983. DOI 10.1177/0192513X20950786. Diese Studie wurde von der EU, 7th Framework Programme, und von der Hochschuljubiläumsstiftung der Stadt Wien gefördert.

Zu den Autorinnen

Dr. Eva-Maria Schmidt ist Soziologin und Ethnologin und wissenschaftliche Mitarbeiterin am Österreichischen Institut für Familienforschung an der Universität Wien mit den Schwerpunkten Elternschaft, Geschlechterrollen und Arbeit.

Dr. Ulrike Zartler ist Soziologin und Assoziierte Professorin am Institut für Soziologie der Universität Wien mit den Schwerpunkten Familien-, Kindheits- und Jugendsoziologie.

Literatur

- Binder-Hammer, Bernhard; Buber-Ennser, Isabella (im Erscheinen): Der Generationenzusammenhalt. In: BKA/FFJI (Hg.): 6. Österreichischer Familienbericht.
- Dykstra, Pearl A.; Bühler, Christoph; Fokkema, Tineke; Petrič, Gregor; Platinovšek, Rok; Kogovšek, Tina; Hlebec, Valentina (2016). Social network indices in the Generations and Gender Survey: An appraisal. In: Demographic Research 34 (Art. 35), S. 995–1036. DOI:10.4054/DemRes.2016.34.35
- Jappens, Maaïke; van Bavel, Jan (2012). Regional family norms and child care by grandparents in Europe. In: Demographic Research 27 (4), S. 85–120.
- Schadler, Cornelia (2013). Vater, Mutter, Kind werden. Eine posthumanistische Ethnographie der Schwangerschaft. Bielefeld: transcript.
- Zartler, Ulrike; Schmidt, Eva-Maria; Schadler, Cornelia; Rieder, Irene; Richter, Rudolf (2021): "A blessing and a curse": Couples dealing with ambivalence concerning grandparental involvement during the transition to Parenthood – A longitudinal study. In: Journal of Family Issues 42 (5), S. 958–983. DOI: 10.1177/0192513X20950786.

termin

ÖGS Österreichische
Gesellschaft für
Soziologie

Familienforschung beim Soziologiekongress 2021 Call for Papers für pandemiebezogene Forschungsarbeiten

Die Corona-Pandemie und ihre Folgen sind Thema des Soziologiekongresses 2021, der von 23. bis 25. August in Wien stattfindet. Durch die Auflösung der Grenzen zwischen Beruf, Freizeit und Bildung sowie durch die Einschränkungen sozialer Kontakte haben sich Familienleben, familiäre Interaktion und Kommunikation deutlich verändert. Zur Diskussion aktueller Forschungsarbeiten über die Auswirkungen der Pandemie auf die Familien wird es eine Ad-hoc-Gruppe „Familienforschung in Österreich“ geben, die nach dem Kongress dauerhaft als Sektion eingerichtet werden soll.

Kongresswebsite: <https://kongress2021.soziologie.de>

Information: Papers mit Titel und Abstract (max. 2.400 Zeichen inkl. Leerzeichen) sowie kurzen Angaben zur Person sind bis spätestens 15. April 2021 einzureichen.

Kontakt: Eva-Maria Schmidt, ÖIF (eva-maria.schmidt@oif.ac.at)



Familie ohne romantische Liebe? Elternschaft jenseits der „Normalfamilie“

Wenn zwei – oder mehr – Menschen eine Familie gründen, ohne in romantischer Liebe verbunden zu sein, wird dies als Co-Parenting bezeichnet. Dieses Familienkonzept gewinnt seit einiger Zeit an Attraktivität und stellt das „Normalfamilienmodell“ in Frage. Es ermöglicht Familiengründungen jenseits einer Liebesbeziehung und ohne Abhängigkeit von einem „Ernährer-Ehemann“. Die Autorin zeigt in ihrer kultur- und strukturtheoretischen Studie die Beweggründe für und die Herausforderungen bei Co-Parenting. Trotz eines utopisch-emanzipativen Potenzials ist aber auch dieses Modell nicht frei von Geschlechterungleichheiten und Abhängigkeiten.

Publikation: Wimbauer, Christine (2021): Co-Parenting und die Zukunft der Liebe. Über post-romantische Elternschaft. Bielefeld: transkript. ISBN 978-3-8394-5503-6 (E-Book-PDF, Open Access)



Soziale Sicherheit in Europa Datenbank ermöglicht Ländervergleiche

Einblicke in die Sozialschutzsysteme der EU- und EFTA-Länder sowie Großbritanniens bietet das MISSOC (Mutual Information System on Social Protection). Die Datenbank enthält umfangreiche Angaben über Rechtsgrundlagen, Anspruchsbedingungen und Leistungshöhen. Nutzer/innen können die Informationen, unter anderem zu Mutter-/Vaterschaft und Familienleistungen, aus 31 teilnehmenden Ländern übersichtlich strukturiert und bedienungsfreundlich abfragen. Ausgangspunkt für das seit 1990 bestehende MISSOC war der Wunsch nach einem kontinuierlichen und umfassenden Informationsaustausch über Sozialschutz in Europa.

Information: www.missoc.org

impressum

Medieninhaber: Österreichisches Institut für Familienforschung (ÖIF) an der Universität Wien

1010 Wien, Grillparzerstraße 7/9 | www.oifac.at/impressum | **Kontakt:** beziehungsweise@oifac.at

Herausgeber: Univ.-Prof. Dr. Wolfgang Mazal | **Redaktion:** Dr. Isabella Hranek, Mag. Rudolf K. Schipfer, Irmgard Lercher Barton

Fotos und Abbildungen: ÖIF (S. 1, 3) | M. Hassan auf Pixabay (S. 6) | ÖGS, transkript-Verlag, MISSOC (S. 8)

Gefördert aus Mitteln des Bundeskanzleramtes/Frauen, Familie, Jugend und Integration (BKA/FFJI) über die Familie & Beruf Management GmbH (FBG) sowie der Bundesländer Burgenland, Kärnten, Niederösterreich, Oberösterreich, Salzburg, Steiermark, Tirol, Vorarlberg und Wien.

Grundlegende Richtung des Werks nach § 25 (4) MedienG:

Diese Zeitschrift informiert über Publikationen, Projekte und Aktivitäten des ÖIF sowie über familienrelevante Themen und Studien auf nationaler und internationaler Ebene in unabhängiger, wissenschaftlicher und interdisziplinärer Form.